

Zeitschrift: Zürcher Taschenbuch
Herausgeber: Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde
Band: 42 (1921-1922)

Artikel: Erinnerungen eines alten Zürchers
Autor: Escher-Züblin, Alfons
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-985719>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Erinnerungen eines alten Zürchers.

Von Alfonso Escher-Züblin.

Dor einigen Jahren habe ich von meinen Jugenderinnerungen aus den Fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts über den Fröschengraben erzählt¹⁾. Das heutige Thema meines Rückblickes betrifft in weiterem Umfange das ganze Stadtbild aus jener Zeit. Der freundliche Leser wolle mir in Gedanken auf meinem Rundgange folgen.

Vor dem Fraumünster, neben dem Zugange zur „oberen Brücke“ hart an der Limmat, stand damals das „Kaufhaus“. Dort und im naheliegenden Packhof, der sich hinter dem Fraumünster gegen die Post zu erstreckte, vollzog sich der Umschlag des Güter- und Warenverkehrs vor der Eröffnung der durchgehenden Eisenbahnen. Da standen zum Ab- und Aufladen die Lastwagen für Schwergüter, die langsam und bedächtig einherfuhren, und die „Eilfuhren“, die im Trabe das Land durchzogen.

Dem Kaufhaus gegenüber, anschließend an das Fraumünster, befanden sich der Musiksaal, das Staatsarchiv und die städtische Knaben-Primarschule, die den Kreuzgang des Fraumünsters umschlossen. Der Musiksaal war früher die Stätte, in der sich das musikalische Leben Zürichs abspielte. Damals war er bereits in das Casino — heute Schwurgerichtssaal — übergesiedelt; nur noch die „Stubenbänzen“ der allgemeinen Musikgesellschaft wurden dort am „Bächtilis- tag“ entgegengenommen.

Der Schuljugend gaben die Einsiedelnwallfahrer, die zu gewissen Festzeiten in großer Zahl auf dem Wege vom Bahnhof nach dem Dampfschiff beim Bauschänzli durchzogen, Anlaß zu mancherlei Mutwillen. Sie trieb etwa die Wallfahrer zur Eile an mit der Mahnung: „Laufed, laufed, 's Schiff ist scho im Wasser“; oder sie

¹⁾ Zürcher Taschenbuch 1918, S. 33—52.

bettelte die von Einsiedeln Heimkehrenden um „Mariamuttergöttesli“ oder „Laimchaibli“ an.

Weiter vorwärts dem See zu gelangte man durch die Kappelergasse in das Kratzquartier. Im Hause an der Ecke des Helfereigäschens wohnte der Tanzlehrer Riese, der alten Generation Zürichs noch wohlbekannt. Er brachte uns den Sechsschritt-Walzer bei, lehrte uns, wie man auf der Straße schön grüßen und wie man in ein Zimmer ein- und austreten solle mit Kompliment und wie man gleichzeitig mit geschicktem Handgriff hinter sich die Türe schließen und öffnen solle.

Weiter gelangte man an dem hochragenden altwäterischen Gasthof zur Sonne vorbei, um verschiedene Ecken herum, auf den Kratzplatz. Das war ein großer unregelmässiger Platz, dessen eine Seite das treppengiebige Stadthaus und die daran anstoßende Bauhütte begrenzte. Auf dem Kratzplatz wurde damals der Freitagwochenmarkt abgehalten. Dazu ward jener mit leichten Buden überstellt, die aber nur aus losen Brettern zusammengesetzt und abgedeckt waren. Kam nun ein heftiger Föhnsturm dareingefahren, so flogen die Bretter umher wie Schindeln. In der Mitte des Platzes stand der Brunnen, der heute an der Bahnhofstraße gegenüber der Börse aufgestellt ist. Um diesen herum hielten die Geschirrhändler ihre Sachen feil. Da gab's bisweilen böse Zerstörung, wenn der Föhn die Bretter in die Häfeli warf, oder die Pferde aus dem nahen Stall der Sonne zur Tränke geführt, vom Tumult des Marktes verführt, in mutwilligen Sprüngen sich ergingen. Sonst war der Kratzplatz ein ruhiger Ort, wenn er nicht am Sechseläuten oder sonstigen großen Tagen als Ausgangspunkt des Festzuges diente. Wir Buben hatten darauf einen prächtigen Tummelplatz. In den verschiedenen Quartieren taten sich die Buben zu geschlossenen Gruppen zusammen. Da waren z. B. die Kräzler, die Münsterhöfler, die Oberdörfler, die Niederdörfler usw. Unter diesen Gruppen herrschte meist ein freundnachbarliches Verhältnis; doch konnte es auch vorkommen, daß man auf Kriegsfuß zueinander stand. Ein solcher war meist vorhanden zwischen den vereinigten Stadtbuben und den „Sihlgemeindlern“ und fand seinen Austrag in einer großen Schlacht am Fastnachtsmontag, dem „Prügelmontag“. Eine sehr bedeutungsvolle und wichtige Angelegenheit für Quartierbuben waren der „Bögg“ und das Feuer am Sechseläuten.

Das Nötige dazu wurde Wochen lang vorher zusammengebettelt; für das obligate Feuerwerk am Sechseläuten aber wurde am Vormittag selbst auf der Rundfahrt mit dem Bögggen gesammelt. Am Abend brannten überall auf freien Plätzen die Feuer: auf dem Kraatzplatz, dem Münsterhof, auf dem Exerzierplatz hinter der Kaserne, auf dem Erdäpfelmarkte an der Rämistrasse usw.

Unsere Wohnung hatten wir damals im Kraatz in einem Hause mit freiem Ausblick auf den See. In der reinen Luft bei gutem Wetter lag alles klar und bestimmt vor Augen, die Häuser von Bendlikon bis Horgen scharf gezeichnet; die dahinter aufsteigenden Höhenzüge aber hoben sich klar ab von den Schneebergen darüber. Heute ist solche Klarheit bei ruhigem Wetter selten. Der viele Steinkohlenrauch legt einen Schleier über den See, über dem nur noch die Konturen des Hochgebirges in alter Schärfe hervorschauen, und an windstillen Morgen liegt über den tieferen Teilen der Stadt eine Dunstwolke, die einer englischen Fabrikstadt alle Ehre machen würde.

Das Kraatzquartier mit seiner Mannigfaltigkeit kleinbürgerlicher Häuser, dem Kaufhaus, dem Fraumünsteramt, dem Stadthaus, dem alten Wahrzeichen des Quartiers, dem Kraatzturm, von dem ich bei früherem Anlaß gesprochen habe, der Baugarten, all das ist verschwunden. An ihrer Stelle stehen große Paläste, alle genau nach der Schnur gerichtet.

Der See reichte damals bis zum heutigen Gartenhof des Hotel Baur. Von dort verlief das Ufer nach dem Benedigli (dem Treppengiebelhaus hinter dem Bahnhof Enge) etwas landeinwärts; von da aus wandte es sich nach dem Belvoir-Park, dessen Rosskastanienallee, die heute weit landeinwärts hinter der Bahnlinie steht, das Ufer bekränzte. Wo heute die Tonhalle sich befindet, war eine tiefe Einbuchtung, die bis an das Zollinger'sche (heute Dürler'sche) Anwesen und an das seither verschwundene Eschergut reichte. Da, wo jetzt die Rentenanstalt steht, war der Rietgraben, auf dem die Ledischiffe bis zum Bleicherweg anfahren konnten, um auszuladen. Der See war dort seicht und das Ufer von einem dichten Bestand von Schilf, Schumelen und Seerosen umsäumt. Das dieser Linie vorliegende Land ist Auffüllung aus dem Ausbruch der Tunnel der links- und rechtsufrigen Eisenbahn. Die Auffüllungen im See hier

und am Utoquai waren so groß, daß die auf Zürich wegen des Sees neidigen bösen Mäuler in Basel meinten: Wenn sie es zu Zürich könnten, so würden sie den See auffüllen und nebenan einen neuen ausgraben!

Die Enge, der heutige Kreis 2, war damals noch eine recht ländliche Gegend. Die geschlossene Bauweise am Bleicherweg reichte nur bis zum Römerhof. Sonst standen die Häuser einzeln zerstreut in Wiesen und Gärten, nur um das Bethaus und das Schulhaus in Gruppen. Auf dem Höhenzug von der Brandschenke gegen Wollishofen, wo heute Villa neben Villa steht, standen damals einzeln: der Ullberg, der Freudenberg und das Bürgli. Ein Spaziergang nach dem Muggenbühl war damals eine Landpartie.

Auch im Selinau reichte das städtisch überbaute Land nicht über das ehemalige Bezirksgerichtsgebäude hinaus; hinter diesem begann sogleich das freie Land.

Das Sihlhölzli ist heute in einem wüsten Umbau begriffen. Damals war's eine stille Gegend, wenn nicht gerade die Schützen an der Arbeit waren. Ihr erstes Heim hatten die Schützen auf dem ehemaligen Schützenplatz beim Bahnhof. Von da mußten sie vor der heranwachsenden Stadt nach dem Sihlhölzli ausweichen; aber auch hier wuchs ihnen die sich weiter entwickelnde Stadt über den Kopf und wieder mußten sie weiterziehen nach dem Albisgütli. Hier haben sie für die weittragenden modernen Schußwaffen genügend Raum und voraussichtlich für lange Zeit Ruhe vor den wie Polypenarme ausgreifenden für „Groß-Zürich“ projektierten Straßenzügen.

Im Sihlhölzli ist damals — jeweilen am zweiten Montag im September — das Knabenschießen abgehalten worden, für die zürcherische Knabenwelt ein Fest- und Ferientag. Den Samstag vorher wurde im Fraumünsteramt gedoppelt, auch konnte, wer nicht in der Handhabung der Waffe geübt war, im Sihlhölzli seine Probeschüsse abgeben. Geschoßt wurde mit kurzen Stutzerchen, die mit Stecher versehen waren. Der Schützenmeister instruierte, wie man zu zielen hatte: „dur's Bickli über's Müggli unten ans Schwarze“. Es waren drei Klassen Scheiben aufgestellt: die „Obere“, die „Mittlere“ und die „Untere“. In der „Oberen“, wo die jüngsten Schützen antraten, zielte der Schützenmeister, der junge Schütze hatte bloß abzuziehen. Er erhielt seine kleine Medaille mit dem blau-weißen Band auch

wenn er „den Räben d’Schwänz abschoß“, d. h. wenn er, was oft genug vorkam, vor lauter Ungeduld und Aufregung zu früh abzog und der Schuß fehlging. In der „Mittleren“ handhabte der Schütze das Gewehr selbst, durfte es aber auflegen; in der „Untern“ mußte er frei schießen. Das Weisse brachte die kleine Medaille, das Schwarze die große oder dann sonst einen Gegenstand als Preis. An solchen Preisen fehlte es nicht, da allezeit freundliche Spenden auflagen. Die geschätztesten waren die schönen Sackmesser, die Messerschmied Waser stiftete. Der beste Schütze erhielt den „Kettelitaler“, eine Spende der Stadt.

Rehren wir wieder nach der Stadt zurück. Über den Fröschengraben und was alles dort war und neu entstanden ist, habe ich früher einmal erzählt, daher wenden wir uns dem Tälacker zu. Dort stehen um das „Plätzli“ herum noch die alten schlichten Patrizierhäuser. Auch der steinerne Urion im Garten der Arche läßt sich in seinem Saitenspiel nicht stören, ob es warm oder kalt ist, oder regnet oder schneit. Die alte Kaserne aber ist verschwunden. Das vornehme Gepräge ist sonst der Straße verblieben. Mehr hat sich die Talgasse, heute Talstraße, verändert. Das heutige Quartier zwischen dem Botanischen Garten, der Bärengasse, der Talstraße und dem Schanzengraben war damals ein freier Platz, der als Exerzierplatz diente und gelegentlich als Festplatz. Dort machten wir Kadetten der Artillerie unter der Leitung von Oberst Adolf Bürkli unsere Übungen. Sie schlossen im Herbst mit einem Exerzitium und einer mündlichen Prüfung vor Oberst Ziegler, die recht eingehend gehalten zu werden pflegte. Die Kompanie rekrutierte sich aus den kräftigsten Schülern der oberen Klassen der Kantonschule. Meiner Kompanie gehörten an unter andern der nachmalige Professor Hitzig, Pfarrer Wissmann und Professor Haggenmacher, Stadtingenieur Muralt, Baumeister Dechsli, Fürsprech Johannes Ryf, die alle schon zu den Vätern versammelt sind. Neben mir aber stehen noch rüstig im Leben Prof. Gerold Meyer von Knonau und der Chemiker Dr. Otto Meister.

Der botanische Garten und der ihn umrahmende Schanzengraben sind in keiner Weise gestört worden; der Garten ist ein stiller ruhiger Fleck geblieben inmitten des ihn umschwirrenden städtischen Gewimmels; aber der Platz ist der freie Blick auf den See genommen worden durch die großen Bauten auf dem ehemaligen Exerzierplatz

und am Alpenquai, und auf der Seite gegen Außersihl und Wiedikon, wo man früher ins Grüne sah, steht jetzt ein Häusermeer.

Die alte hölzerne gedeckte Brücke über die Sihl nach Außersihl, oder, wie man damals sagte, nach der „Sihlgemeinde“, ist verschwunden; aus der kleinen ländlichen Vorstadt ist eine große Stadt geworden. An der Stelle des Bethauses mit dem kleinen Glöckchen — von dem man sagte, daß es dreie zum Läuten brauche, einen der am Strange ziehe, einen, der das wacklige Türmchen halte, und einen, der in der Gemeinde herumlaufe, um anzusagen: „es läutet“ — steht die große St. Jakobs-Kirche. Von der Sihlbrücke abwärts unterhalb der letzten Häuser bis zu den Fabriken im Hard am linken Limmatufer gegenüber Wipkingen, war damals offenes Land, Felder und Wiesen. Darauf befanden sich einzelne Scheunen und die Campagne, ehemals Eigentum des bekannten Schwertwirtes Ott (aus der Wende des 18. Jahrhunderts); heute erstreckt sich hier der Bahnhof weit ins Sihlfeld hinunter und dazu ist eine ganz neue Stadt entstanden.

Wir kehren wieder nach der Stadt zurück, nach dem Bahnhofquartier, besser gesagt, zu dem Stadtteil, der von Limmat, Sihl, Detenbachgasse und Sihlstraße begrenzt ist. Wohl kein Teil unserer Vaterstadt hat sich so gründlich verändert wie dieser. Von dem alten Bestande ist noch einiges an der Sihlstraße und an der Löwenstraße zu sehen, und an die frühere Zeit erinnern auch das Waisenhaus und die Platzpromenade. Da war früher ein spärlich und meist unansehnlich überbautes Quartier mit reichlich offenem Land mit wenig Betrieb, trotzdem schon damals der Bahnhof hier stand. Ein einziger fahrbarer Straßenzug, die Löwenstraße, der Zugang zum Bahnhof, führte hindurch. Seither sind Berge abgetragen, Wasserläufe zugefüllt worden, und ein neues prunkhaftes Stadtviertel ist entstanden mit neuen Straßenzügen kreuz und quer. Es herrscht hier ein Großstadtverkehr und auf den Straßen tummelt sich internationales Volk. Deshalb gab ein Straßenarbeiter, der in dem Quartier damit beschäftigt war, den Asphalt des Trottoirs aufzubrechen, auf die Frage was er da mache, zur Antwort: „En Fueßweg für d'Schwyzer“. Und als er anderntags den Streifen wieder zudeckte und wiederum gefragt wurde, meinte er: „Hä, es hett halt nüd rentiert, es sind kei Schwyzer cho!“

Die zahme Sihl und der Schanzengraben durchflossen früher dieses Quartier. Die zahme Sihl wurde oberhalb des Sihlhölzli aus der Sihl abgeleitet, überschritt beim Talacker, da wo bis in die Dreißigerjahre die Sihlporte stand, in einem hölzernen Gerinne den Schanzengraben, floß vor dem Ochsen vorbei in vielen Windungen hinter den Seidenhöfen durch, durch's Sihlwielsi und das Werdmühlequartier der Limmat zu. In diese mündete sie beim „grünen Hüsli“ gleich unterhalb des „hölzernen Brücklis“. Der Schanzengraben bog etwas oberhalb der Geznerbrücke nach rechts ab, und ging von dort in gerader Linie der Limmat zu; die Fassade des Café du Nord gegen den Bahnhof zu steht auf dieser Linie. Die Löwenstraße, damals der einzige fahrbare Zugang aus der Stadt zum Bahnhof, ist in ihrem oberen Teil gleich geblieben. Etwas oberhalb des heutigen Löwenplatzes bog sie nach rechts ab und ging in gerader Linie auf die Limmat zu in kurzem Abstand vom Schanzengraben und parallel zu diesem, überschritt hart bei der Limmat den Schanzengraben und wandte sich von dort zurück zum Bahnhof.

Das Dreieck zwischen Schanzengraben, Sihl und Bahnhof war ein großer, offener mit Rasen bedeckter Platz und längs Schanzengraben und Sihl von großen Schattenbäumen eingefaßt. Das war der Schützenplatz, kurzweg „Platz“ genannt. Dort war der Exerzierplatz für die Infanterie unseres Kadettenkorps. Die Übungen wurden von Oberst Stadler als Oberinstrukturor geleitet, dessen gewaltige Stimme den ganzen Platz beherrschte. Er war sehr genau im Dienst; da er aber doch oft seinen Humor durchblicken ließ, mochten wir ihn gerne und parierten ihm. Das brachten die andern Instruktoren nicht in gleicher Weise fertig. Erschien aber Oberst Ziegler auf dem Platz — stets ging er im schwarzen Anzug und Zylinderhut —, dann nahm man sich zusammen; wir hatten vor dem ernst und scharf dreinblickenden Herrn gewaltigen Respekt. Eine große Herrlichkeit war am Ende des Kurses im Herbst das Schlußmanöver; vormittags Inspektion und Parade, die von Oberst Ziegler abgenommen wurde, und nachmittags „das Rämpfli“, großes Gefechtsmanöver im Feuer. Es wurde irgendwo in der Umgebung der Stadt abgehalten und schloß mit einem frugalen Abendimbiss. An diesem Tage erschien Oberst Ziegler in militärischer Tenue.

Denkwürdig war das große Kadettenfest im September 1856, zu dem sich etwa dritthalbtausend Kadetten aus der Zentral- und Ostschweiz und dem Tessin in Zürich zusammenfanden. Es dauerte mehrere Tage und endigte mit einem großen Manöver zwischen Wallisellen und Schwamendingen. Oberst Ziegler leitete es hoch zu Pferd¹⁾. Unvergeßlich ist es denen, die das Fest miterlebt haben, und für die, welche daran teilgenommen, bildet es einen Glanzpunkt in ihren Jugenderinnerungen. Heute ist wohl die Zahl der Teilnehmer auf wenige Veteranen zusammengeschmolzen.

Die untere Seite des Platzes war vom Bahnhof begrenzt, der aber, entsprechend dem damaligen Verkehr, noch klein war. Dessen Kopfende fällt mit dem heutigen zusammen; an der Sihl war der äußere Abschluß. Die Bahn überschritt die Sihl auf einer zweigeleisigen Holzbrücke. Der Weg nach der Platzpromenade längs der Sihl ging dort in Gleisehöhe über das Tracé. Brücke und Bahnhof waren durch hölzerne Gatterli gegen die Straße abgeschlossen, die, zum Durchgang eines Zuges aufgeklappt, die Straße spererten. Die Einstieghalle aber war eine Holzkonstruktion ähnlich jener, die vor einigen Jahren im Bahnhof Baden entfernt wurde.

In ihrer alten Schönheit ist die Platzpromenade verblieben. Heute ist sie eine stille Insel mitten im Häusermeer. Von zwei gefährlichen Nachbarn, der ältesten der drei Gasfabriken Zürichs, und dem Kornhaus, ist sie glücklich erlöst worden durch das Landesmuseum, durch das sie einen stimmungsvollen Abschluß von dem Getümmel der Stadt erhalten hat. Die Fähre, die früher den Verkehr über die Limmat nach dem Drahtschmiedli vermittelte, ist heute durch eine feste Brücke ersetzt.

Die große und die kleine Stadt waren über die Limmat durch fünf Brücken verbunden: der oberen und der unteren Brücke, dem oberen und dem untern Mühlesteg, die heute noch stehen und durch den langen Steg, der unterhalb der heutigen Bahnhofbrücke über den untersten Zipfel des Werds ging. Von diesen Übergängen waren nur die obere und die untere Brücke durchgehend fahrbar, der lange Steg war überhaupt nur für Fußgänger vorgesehen. Der Fahrweg von

1) Siehe Gottfried Kellers Gedichte, Marschlied für das Ostschweizerische Kadettenfest 1856.

der Neumühle nach dem auf dem gegenüberliegenden Ufer stehenden Bahnhof ging damals, ehe der Limmatquai gebaut wurde, durch das Niederdorf, die Rosengasse, die Enge bei der Mezg, den Rathausquai, die obere Brücke, Münsterhof, Poststraße, Neumarkt, Talacker, Löwenstraße, d. h. ganz regelrecht „mit der Chille ums Dorf“. Der Weg über die untere Brücke und durch die Storchengasse oder die Strehlgasse, Rennweg, Verdmühle war wegen Steilheit und Enge gemieden.

Sehen wir uns nun um in der großen Stadt. Auch da treffen wir viel neues; aber so radikal wie in der kleinen Stadt konnte man doch nicht vorgehen. Der Züriberg ist zu hoch, als daß er hätte durch Menschenhand eingeebnet werden können. Von dem alten Bestande hat sich daher mehr bis auf unsere Tage erhalten.

Wir überschreiten die Limmat auf dem „Langen Steg“, einem schmalen Fußgänger-Holzsteg, der das rechte Ufer erreichte etwa da, wo es heute heißt: zum Stadtgraben, gerade oberhalb des Kaspar-Escherhauses. Der Weg führt uns zwischen und teilweise unter den Werken der Neumühle von Escher Wyss & Co. hindurch. Diese erstreckte sich längs der Limmat von der Walche bis zum untern Mühlsteg. Ein Teil der Werke war in den alten Festungsbauten untergebracht, die erst verschwunden sind, um Raum zu geben für das Kaspar-Escherhaus. Dahinter erhob sich die St. Leonhardsschanze, deren vordere Steinböschung beim Bau der Weinbergstraße verschwunden ist. Der daran stoßende Winkel steht heute noch gegen den Privatweg, der den „Ranf“ Weinbergstraße - St. Leonhardstraße abschneidet. Längs der St. Leonhardstraße, deren ursprünglicher Zugang vom Stampfenbach her noch jetzt besteht, und auf dem Hügel der Schanze standen wenige Häuser, und die Straße führte durch beinahe offene Landschaft. Das Quartier „Auf der Mauer“ ist seit her entstanden. Oben auf dem Hügel stand das Pfrundhaus und in weitem Abstand von einander: das Landgut zum Schienhut, die Blinden- und Taubstummenanstalt und das Künstlergütli. Auf dem Schienhutareal steht heute das Hauptgebäude der Eidg. Technischen Hochschule; Blindenanstalt und Künstlergütli räumten den Platz für den Neubau der Universität. Dieser mußte auch das berühmte Arrestlokal auf dem Berg weichen, das Stromern, aber auch etwa bedeutenderen Persönlichkeiten, als unfreiwilliger Ferienaufenthalt diente.

Das alte Spitalquartier, vom Prediger bis zum Ausgang des Niederdorfes, beim ehemaligen Niederdorftor, das früher ein wirrer unansehnlicher Stadtteil war, hat durch die Zähringerstraße Luft erhalten. Wo das alte Spital — das ehemalige Dominikanerkloster — stand, erhebt sich jetzt der Neubau der Zentralbibliothek. Das Wahrzeichen des Quartiers, der rassige Reherturm, ist der Neuordnung zum Opfer gefallen.

Der Limmatquai ging damals nur vom Rathaus bis zur Rosengasse. Dort trat ihm die Gerwe, die bis ins Wasser gebaut war, in den Weg, der Fahrweg bog nach rechts ab in die Rosengasse und weiter ins Niederdorf. Unter der Gerwe durch führte ein Sträßchen weiter abwärts, für das die Häuser neben dem Flusse Raum ließen. Längs desselben, in den Fluss hineingebaut, waren eine Anzahl Baracken für Färbereien, Gerbereien u. dgl., ähnlich wie heute noch gegenüber, an der Schipfe. Abwärts von da, wo es heißt: „Am Rant“, hörte dieser Weg auf und bis zur Walche standen die Häuser hart am oder im Wasser. Im Jahre 1856 wurde hier Luft gemacht und vom Eckhaus Niederdorf-Limmattquai, dem „Brotkorb“, aufwärts der Limmatquai gebaut. Noch verblieb damals der enge Hals zwischen der Mezg und dem Haus zum Kiel. Erst eine Reihe Jahre später wurde auch da geräumt, und es entstanden bei diesem Anlaß das Museum und der Neubau des Schneggen. Unsere Stadtväter meinten mit dem Quai ein Werk vollbracht zu haben, das für alle Zeiten genüge. Es dachte eben damals niemand an die rasche Entwicklung unserer Vaterstadt; darum mußte in späteren Jahren zur Erweiterung des Fahrweges der Quai weiter in die Limmat oder vielmehr über die Limmat gebaut werden. Von der Bahnhofbrücke abwärts zum Stampfenbach wurde das Flussufer erst viel später freigelegt, als Escher, Wyss & Co. mit ihren Werken nach dem Hard überfielen.

Der Hirschengraben bietet auf seiner ganzen Länge so ziemlich noch das alte Bild. Neu eingefügt hat sich das Hirschengraben-Schulhaus und die Überbrückung der Seilbahn. Sehr lebhaft ging's hier zu in Zeiten der Frühjahrs- und Herbstmesse. Auf dem untern und mittlern Hirschengraben war Stand an Stand in zwei Reihen aufgestellt; zwischen durch wogte eine dichte Menschenmenge, die am „Schleißmarkt“, wenn das Volk vom Lande zuströmte, den Höhe-

punkt erreichte. Da produzierten Salon Agoston und Knie und andere mehr ihre Herrlichkeiten. Auch der Zugang von der Kirchgasse nach dem Zeltwege ging damals wie heute noch durch die „Hundskehre“. Diese elegante Bezeichnung hat folgenden Ursprung. Hinten im Hofe rechts beim Eingang von der Kirchgasse her, hatte ein Schmied seine Butik. Den Blasebalg trieb ein Hund, der im Kreise an einem Göppelwerk rund herumlief; so sah man durch die Türe einmal den Hund von rechts nach links laufen und, wenn er auf der anderen Seite seines Kreislaufes angelangt war, von links nach rechts.

Anders sieht es heute bei der Schiffslände aus. Die Häuserreihen haben sich nicht verändert; aber die neue Quaibrücke hat die Limmat vom See abgeschnitten. Der See reichte früher bis zur oberen Brücke und von der Schiffslände und vom Bauschänzli schweifte der Blick frei über den See. Auf dem Wasser ging es damals lebhafter zu, als noch keine Eisenbahnen längs der Seeufer gebaut waren und der ganze Verkehr nach der Stadt sich auf dem See abspielte. Die Dampffschiffe landeten am Bauschänzli, beim „Egli“ im Hafen (wo jetzt das Café de la Terrasse steht) und bei der Wasserkirche. Bei der Schiffslände und beim Kaufhaus aber fuhren die Ledischiffe an zum „Umschlag“. Besonders lebhaft ging es zu an den Markttagen und hübsch war es jeweilen abends, wenn die viereckigen Segel vor dem Unterwind zur Heimfahrt aufgezogen wurden und die Flotille im Abendsonnenschein den See hinauf fuhr. Die Schiffe wurden damals mit dem langen Ruder getrieben, das der Schiffmann auf dem Hinterteil des Schiffes in langsamem Takt hin- und herschreitend führte. Diese Schiffleute waren alle kräftige sehnige Gestalten, von Wind, Wetter und Sonne braun gebrannt. Das Prototyp dieser Zunft war der bekannte „Barometer Bumä“ (Baumann), um dessen legendäre Gestalt sich alles kristallisiert hat, was am See an Witz und Humor, meist derber Natur, umgeht.

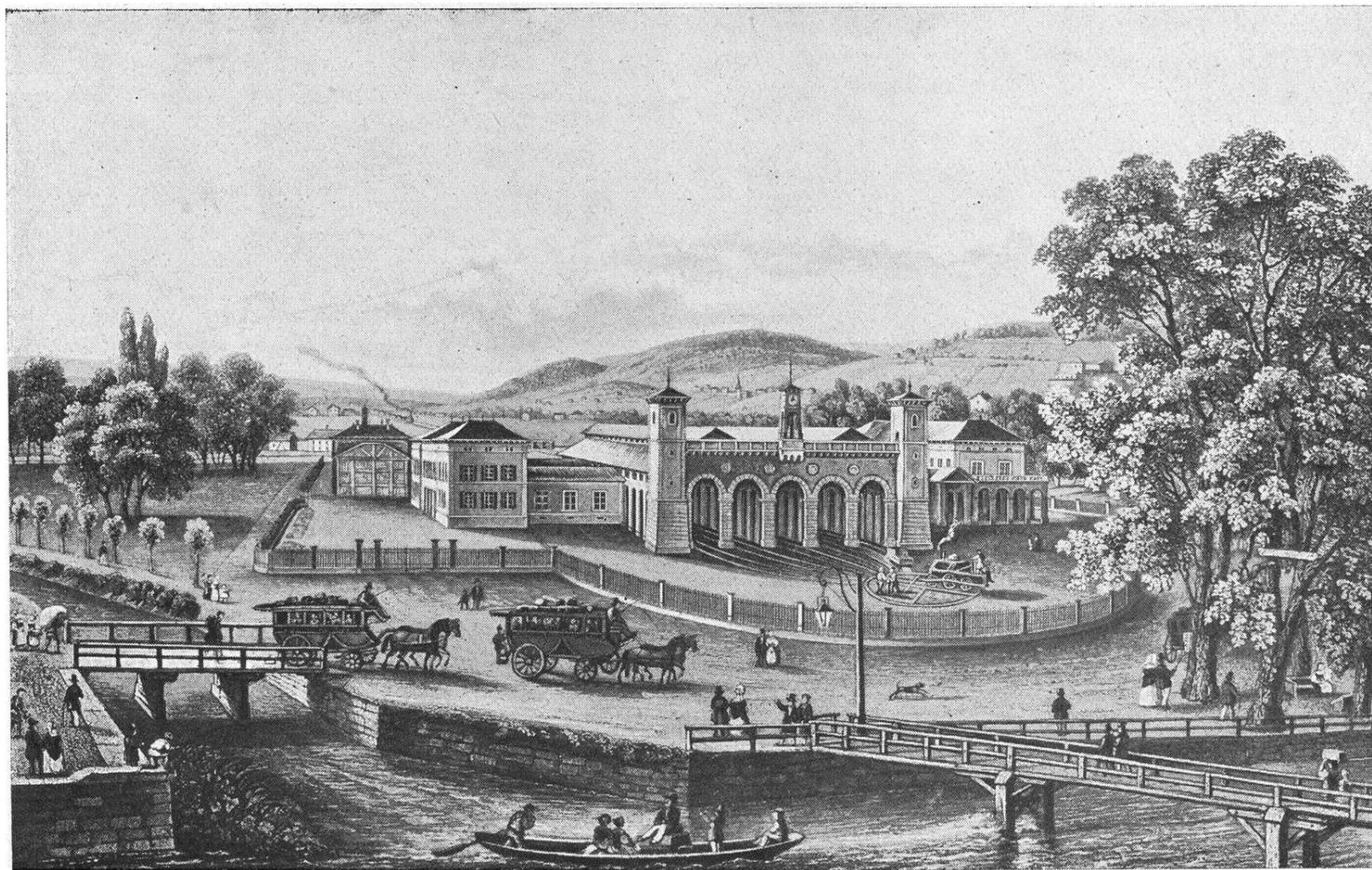
Von der Schiffslände an bis zur damaligen Stadtgrenze war der Hafen gelegen, dessen oberes Ende mit einer Wendung landeinwärts, „die Krachi“ genannt, bis an die Seefeldstraße reichte. Von da seeaufwärts traten Wiesen und Gärten bis an den See, ohne Straße oder Weg längs des Ufers frei zu lassen. Beim „Zürihorn“ war damals noch eine Wildnis, in der die Kühle zur Weide getrieben wurden. Maler Koller holte sich da die schönsten Motive zu seinen



Ansicht vom alten Kaufhaus und Umgebung um 1855

Als farbige Lithographie im Format 50 × 70 cm.
(Dem Zürcher Taschenbuch 1921/22 beigegeben).

Der alte Bahnhof in Zürich.

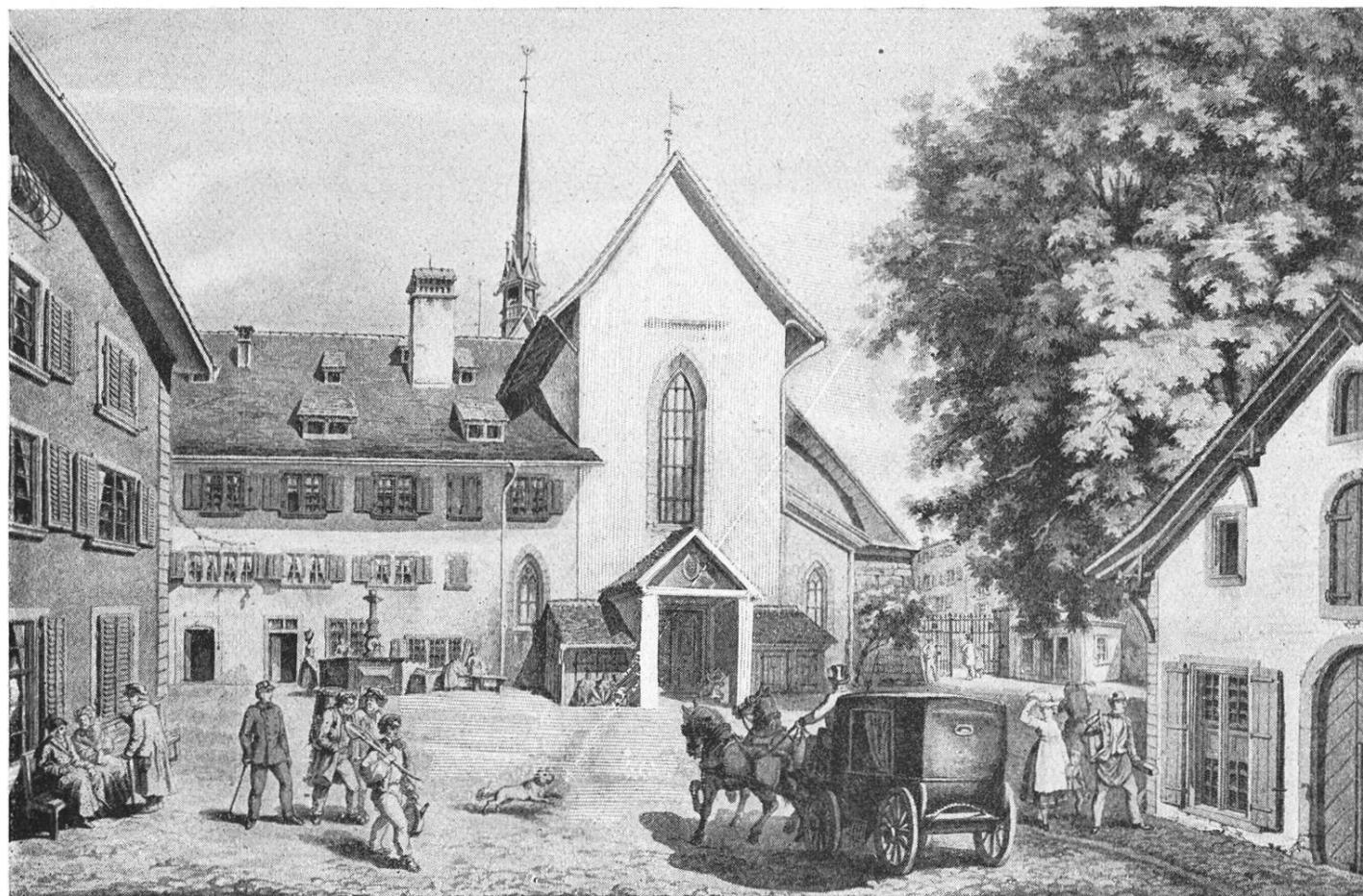


Der Schanzengraben

Der Bahnhof

Der lange Steg

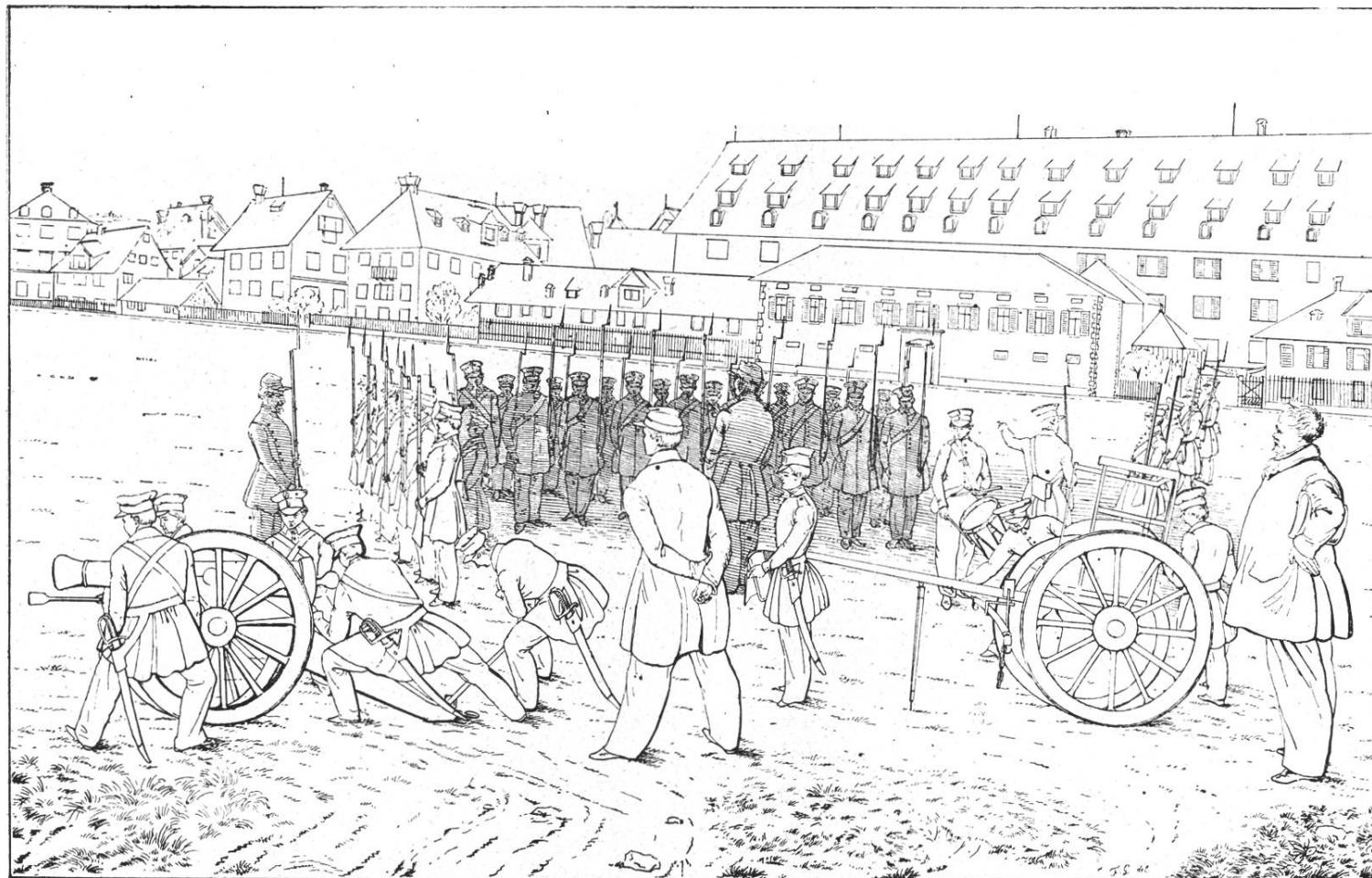
Das alte Spitalquartier.



Das alte Spital

Predigerkirche

Zürcherische Kadetten in den 50er Jahren des 19. Jahrhunderts.



↑
Oberst Adolf Bürkli

↑
Die alte Kaserne

Bildern. Wie beim gegenüberliegenden Ufer, so haben die Zürcher auch hier einen guten Teil ihres Sees zu Land gemacht. Der Hafen wurde zugeschüttet, und der seichte See weit hinaus aufgefüllt, dem alten Ufer bis zum Zürihorn der Utoquai vorgesetzt. So wurde Raum geschaffen für neue Stadtteile und die Promenade, die den See und die herrliche Landschaft erst recht zum Genuss bringt. Die „Klausstud“, die früher als weit sichtbare Marke ein gut Stück vom Ufer weg im See stand, steht heute mitten in den Gartenanlagen.

Die kleinbürgerlichen Häuser beim Egli und beim Trümperturm an der Torgasse gegen den alten Stadtgraben hin mußten den Palästen des Bellevue, der Ulster- und Denzlerhäuser weichen. Der stille alte Platz am Auslauf der Schmiedgasse, zwischen dem alten Kornhaus und dem Salzamt am Hafen, heute Bellevue-Platz, ist eine der lebhaftesten Verkehrsstellen geworden. Da wo früher in der Krachi die Ledischiffe zum Ausladen anlegten, steht heute das Theater. Das Gelände im Riesbach, zwischen der Seefeldstraße und dem See, ist durch neue Straßenzüge zugänglich gemacht worden; in jener damals meist offenen wenig überbauten Gegend war noch 1859 Raum für Festplatz und Schießstände des Eidgenössischen Schützenfestes. Auf dem offenen Platz vor dem Corsotheater stand damals hart am Hafen das Kornhaus. Als dann die Eisenbahnen den Verkehr immer mehr vom See weg an sich zogen, wurde der Kornmarkt in ein neues Kornhaus beim Bahnhof verlegt, an dessen Stelle heute das Landesmuseum steht. Das alte Kornhaus wurde in eine Konzert- und Festhalle umgebaut, in der sich während mehr als zwei Jahrzehnten das musikalische Leben in Zürich, und was daneben an großen festlichen Veranstaltungen da war, abgespielt hat. Das Kasino am Hirschengraben war zu enge geworden. Mit der Übersiedlung in die neue Tonhalle am Alpenquai wurde es hier still und ruhig, und die „alte Tonhalle“ wurde abgebrochen. Der weite Platz steht heute noch offen und harrt der großen Dinge, die darauf entstehen sollen. Möge es noch lange so bleiben zum Ergözen der Zürcher Jugend, für die er im Winter überschwemmt wird und ein prächtiges Eisfeld abgibt. Früher gab es Eis auf der Krachi, im Benedigli und auf dem Schanzengraben. Krachi und Benedigli sind zugeschüttet. Auf den Grund des Schanzengrabens aber ist ein großer Rohrstrang gelegt worden, der aus der Tiefe des Sees das Wasser dem städtischen Pumpwerk zuführt. Dadurch er-

hält das Wasser des Schanzengrabens auch im Winter eine relativ wärmere Temperatur und das Gefrieren wird verhindert.

Auf die Entwicklung der alten Ausgemeinden will ich nicht eingetreten; dort gibt es weniger „Umbau“ als „Neubau“. Das Alte, was dort stand, besteht meist heute noch, umschlossen von dem, was neu darum herum entstanden ist; aber an den alten ländlich bäuerlichen Charakter erinnern noch oft Stall und Misthaufen inmitten Gruppen neuer Häuser.

Der Blick von der Waid gewährt wohl die eindrucksvollste Übersicht, wie sich unsere Vaterstadt entwickelt hat. Früher lag das Dörfchen Wipkingen am Fuße des Hügels noch weit ab von der Stadt; gegenüber aber dehnte sich das Sihlfeld aus, dessen Wiesen und Äcker bis an die Sihl reichten; dahinter sah aus der Ferne die Stadt herüber. Heute ist Wipkingen vom Häusermeer der Stadt erreicht und dieses überschwemmt das ganze Sihlfeld und brandet weit hinauf an die Abhänge des Zürichberges. Um die alte Stadt herum ist ein Kranz von neuen Kirchen erbaut worden: die Kreuzkirche, die Kirchen von Fluntern, von Ober- und Untersträß, von Wipkingen, Wiedikon und Enge, die St. Jakobs- und St. Johanneskirche in Auferstihl und die katholischen Gotteshäuser, die Liebfrauen- und die Antoniuskirche. Die schlichten Bethäuser der Nachbargemeinden des alten Zürich mit samt dem Kirchlein von Wipkingen sind verschwunden oder in Ruhestand versetzt; nur die Kirche von Wollishofen erinnert noch an vergangene Zeiten.

Zürich war damals noch eine gemütliche Stadt; Zeit und Distanz beim damaligen Umfang der Stadt gestatteten noch, zu Fuß zu gehen. Wer nicht gehen mochte oder konnte, junge Damen, die im Festgewande zum Balle wollten oder gebrechliche Großmütter ließen sich im Tragessel tragen; wer nicht Wagen und Pferde zu eigen hatte, mußte beim Lohnkutscher bestellen. Mitte der Fünfziger Jahre standen die ersten Droschen auf öffentlichen Plätzen gegen bestimmtes Entgelt zu jedermanns Diensten bereit. Anfangs der Achtziger Jahre kam der „Rößlitram“, der weniger eine Ersparnis an Zeit als an der physischen Arbeit des Gehens bedeutete. Die zunehmende Ausdehnung des Wohngebietes, das Auswachsen der inneren Stadt zum Geschäftsviertel, die Abwanderung in die Außenviertel und die großen Entfernungen der Arbeitsstellen von den Heimstätten, riefen der elektrischen

Straßenbahn und den Seilbahnen. Heute fährt nicht nur, wer wegen Zeit und weitem Weg dazu veranlaßt wird, sondern auch auf die kürzesten Distanzen sogar das junge Blut, dessen gesunden Knochen es besser anstehen würde, zu Fuß zu gehen.

Neben der Entwicklung im äußerlichen Bilde der Stadt hat sich auch manches geändert in unserem häuslichen Betriebe. Da ist z. B. das Licht. Allgemein bediente man sich für Zimmer und Hausgebrauch der Unschlittkerze, deren Behandlung, hauptsächlich die Handierung mit der „Abbreche“ einige Übung erforderte, um die Kerze mit gleichmäigem Licht und ohne Tropfen abbrennen zu lassen. Die kleinen Reste, die „Stümpli“, wurden alsdann auf dem „Hauserli“ oder „Profiterli“ ausgebrannt. Dieses und die Abbreche sind der heutigen Generation kaum noch dem Namen nach bekannt. Der Kinderwelt aber ist heute ein gut Stück Schelte erspart wegen ungeschickten Abbrechens und wegen der Unschlittropfen auf den frischgefeigten Tannendielen des Bodens. Die Stearinkerzen blieben dem Klavierleuchter reserviert. Wachskerzen konnten sich nur privilegierte Häuser halten. Neben den Kerzen dienten für größere Gelegenheiten Öllampen auf einem Gestell, dessen Fuß sicherheitsshalber mit Blei beschwert war. Der Docht wurde aus einem Behälter in Brennerhöhe gespeist. Die später stark in Aufnahme gekommene Moderatorlampe, bei der das Öl mittels Federdruck dem Docht zugeführt wurde, war damals noch etwas Besonderes. An die Stelle der Kerze und Öllampe trat später die Steinöl- oder Petroleumlampe. Deren ältere Form mit dem flachen Dochte verursachte ebenfalls viel „Ulmuß“ mit Rufen und Springen der Gläser, wenn der Docht nicht richtig geschnitten und gerichtet war. Erst der Rundbrenner brachte ungestörten Betrieb, und so kam es, daß das Gaslicht die Rundbrennerlampe nie ganz zu verdrängen vermochte. Erst viel später ist das elektrische Licht aufgetaucht und hat alle anderen Beleuchtungsarten verdrängt, denn nicht nur ist seine Handhabung einfach, sondern es leuchtet auch ohne unangenehme Nebenerscheinungen, wie sie z. B. eine nicht regelrecht ausgelöschte Unschlittkerze mit dem feinen stark duftenden (!) Rauchfaden des fortglimmenden Dochtes aufweist.

Bescheiden war damals auch die Wasserversorgung. Die Quellen der Umgebung und ein Pumpwerk auf dem oberen Mühlsteg aus der Limmat gaben das nötige Wasser. In hölzernen Rohren

— Teucheln — ward es den Brunnen zugeleitet. Diese waren überall in der Stadt herum auf Plätzen und in den Gassen verteilt, und wo sie dem Verkehr nicht im Wege standen, hat sie die neue Zeit in wohlverstandener Pietät stehen lassen. In den tieferen Teilen der kleinen Stadt lieferten Gumpbrunnen das nötige Wasser. Unter ihnen war der im Talacker an der alten Kaserne in einer Mauernische besonders bekannt für gutes Wasser. In die Häuser hinauf stieg das Wasser nicht, es mußte am Brunnen geholt und hinaufgetragen werden. Das war meist Sache der Dienstmädchen, die man nach erledigter Plauderei am Brunnen, die Kupferkelte auf dem Kopfe, in gemessenem Schritt und Tempo dem Haus zuschreiten sah. In der Küche stand der Wasservorrat im großen „Kupferkessl“, aus dem mit dem „Gäzzi“ geschöpft wurde. Über den Wasservorrat im Kessl übte die Feuerschau bei gelegentlichem Besuch Kontrolle. Da das Zutragen eine große Arbeit war, mußte im Verbrauch des Wassers große Sparsamkeit geübt werden; darum waren Waschbecken und Krüge im Vergleich zu den modernen geradezu Liliputgeschirr. In Badeeinrichtungen, wie sie heute häufig in einfachen Wohnungen nicht fehlen, war damals nicht zu denken.

Der Segen einer guten Wasserversorgung, wie sie alsdann im Laufe der Sechziger Jahre durchgeführt worden ist, hat uns auch befreit von den Mißlichkeiten unseres Abtritts- und Abfuhrwesens, den heizenden Ammoniakdämpfen der Kabinette und dem herrlichen Dufte beim Entleeren der Gruben, die das ganze Haus und Umgebung verpesteten, und ebenso auch von der Parade der Güllenkanonen an schönen Frühlings- und Herbstmorgen. Besser ist heute auch die Kanalisation als früher, als da noch die Dachkänel auf die Gassen ausmündeten. Da diese mit Neigung beider Seiten nach der Mitte zu gepflästert waren, lief man z. B. in der Strehlgasse Gefahr, bei heftigen Sturzregen von einem Gebirgsbach nach dem Weinplatz hinunter geschwemmt zu werden.

Es ließe sich noch vieles erzählen, wie sich damals das Leben in einfacheren Formen und weniger anspruchsvollen Verhältnissen und Umgebungen abspielte, wo noch in einfachen Lokalitäten, z. B. im Gambrinus an der Schöffelgasse, sich auserwählte Kreise beim Abendschoppen zusammenfanden, oder von Gebräuchen die seither verschwunden sind, wie dem „Freudmaien“, welcher der Verwandtschaft

die Ankunft eines Weltbürgers anzeigen, oder dem „Chlöpfen“ auf dem Brett vor dem Hause beim Begräbnis. Darauf will ich aber nicht eintreten.

So habe ich Zürich gesehen in meiner Jugend, wo ich von 1854 bis 1857 und wieder von 1859—1861 gelebt habe; von da bis zum Jahre 1908 war ich fast beständig im Ausland. Geboren bin ich in einer kleinen Schweizerkolonie in Salerno, in der, wie in dem eigenen Elternhause, das heimatliche Wesen hochgehalten wurde. Aus den Erzählungen der Eltern und vielerlei Bildern ward mir dort schon Zürich ganz vertraut und ein Besuch mit den Eltern als fünfjähriger Bub hinterließ mir unverwischbare Eindrücke. Als dann die Eltern nach Zürich übersiedelten — ich war neun Jahre alt — fand ich mich in ganz vertrauter Umgebung, die genauer zu erforschen ich mir in der Folge vornahm. Wenn ich für die Mutter Ausgänge zu machen hatte, so kombinierte ich mir immer erst den Weg auf dem Stadtplan, der freilich nicht immer der kürzeste war. Wegen langen Ausbleibens gab es bisweilen Schelte, aber die Frucht dieser Streifzüge war eine genaue Kenntnis aller Winkel der Stadt. Im Laufe der Jahre kam ich in kürzeren oder längeren Abständen in den Ferien nach Zürich und verfolgte stets mit Interesse die Neu- und Umbauten, aber die Eindrücke dieser Besuche waren nicht stark genug, um im Gedächtnis das Bild aus der Jugendzeit auszulöschen. Dem Auslandschweizer erscheint das Bild der Heimat in ungetrübterem Lichte als dem Ortsansässigen; denn nur das Licht leuchtet in die Ferne, die Schatten verschwinden daneben.

Zu den Bildern.

Malerischer Plan der Stadt Zürich und ihrer Umgebung um 1845. Das Blatt ist nicht datiert. Der Bahnhof und die Eisenbahn sind augenscheinlich auf der Platte nachträglich graviert worden, drum muß wohl das Bild vor 1847, dem Jahr der Bahneröffnung, gezeichnet worden sein. Dafür spricht auch, daß auf dem Bild einige Häuser an der Löwenstraße und der Talgasse nicht erscheinen, aber 1854 dann längst schon standen.

Das alte Kaufhaus um 1855. In der Mitte des Bildes steht das alte Kaufhaus mit dem vorgesetzten Schuppen. Rechts (vom Be-

schauer) schließt sich die „obere Brücke“ an, wie sie damals meist genannt wurde. Hinter derselben, am Rand des Bildes, erscheint das Rathaus und nach dem Kaufhaus zu die Gasthöfe zum Schwert und zum Storchen. Das einstöckige Gebäude vor dem Fraumünster, das teilweise durch das Kaufhaus verdeckt wird, ist der Musiksaal. Diesem schließt sich das Staatsarchiv an. Das nächstfolgende Haus mit der Laterne an der Ecke ist das Kaffee „Frieden“. Zwischen dem Staatsarchiv und dem Frieden geht's nach dem Packhof, der Kappelergasse und dem Kratz. Die an den Frieden anschließenden Häuser hat der Künstler etwas frei behandelt. Sonst ist die Gruppe des Frieden, Staatsarchiv, Fraumünster, Musiksaal und Kaufhaus mit dem Ledischiff gut und echt wiedergegeben. An der Stelle des Musiksaales steht heute das Stadthaus, und wo der Frieden stand, ist heute die Post.

Zürcher Kadetten. Kadetten exerzieren auf dem Platz hinter der Kaserne. Heute steht dort das Schanzengrabenschulhaus und das Quartier um den Maneggplatz. Das große Gebäude mit den vielen Guggeren ist die uns zugekehrte Rückseite der Kaserne, deren Front am Thalacker vom Hof des Pelikan bis an den Garten der Arche reichte. Das niedrige Gebäude mit dem großen Tor gehörte auch zur Kaserne. Zwischen beiden ist ein großer Hof, in dem am Kadettentag Oberst Zieglers Inspektion stattfand. Der Instruktionsoffizier, der uns den Rücken kehrt, ist Oberst Adolf Bürkli.

Der Bahnhof. Das Bild zeigt den Bahnhof, wie er bis 1865 bestand. Links ist die Einmündung des Schanzengrabens in die Limmat, darüber die Brücke, die den Zugang nach der Löwenstraße vermittelt; rechts ist der „lange Steg“. Der Neubau des Bahnhofes begann 1866.

Das alte Spital. Der Standort der Aufnahme ist im unteren Teil der heutigen Spitalgasse. Das an die Predigerkirche anschließende Gebäude ist das anfangs der 90er Jahre abgebrannte alte Spital, an dessen Stelle heute die Zentralbibliothek steht. Der Hof des Spitals war gegen den Predigerkirchhof und das Niederdorf durch ein Gitter abgeschlossen. Das Spital diente damals nur noch zur Aufnahme von Geisteskranken. — Das Bild röhrt her von C. Werdmüller.
